

# Lübener Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübener Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 2,40 Mk., monatlich 80 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46  
Fernsprecher Nr. 928.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgespaltene Zeitspalte oder deren Raum 25 Pfg., Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 15 Pfg., auswärtsige Anzeigen 30 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 20.

Mittwoch, den 24. Januar 1917.

24. Jahrg.

## Die Fleischversorgung.

Von R. Schmidt.

Eine Regelung in der Verwertung unserer Viehbestände ist leider recht spät erfolgt, obwohl lange vor Einführung der Fleischkarte und der Viehhandelsverbände darauf hingewiesen wurde, daß der freie Verkehr uns zu unhaltbaren Zuständen führt. Erst als unsere Viehbestände in bedenklicher Weise zurückgingen, der Auftrieb auf dem Schlachtviehmarkt durch den freien Handel nahezu aussetzte und die Preise für Vieh im freien Verkehr unerhört in die Höhe gingen, bequeme man sich dazu, dem Verlangen entgegen zu kommen, durch Rationierung und Verteilung des Schlachtviehes etwas Ordnung in das Durcheinander hineinzubringen. Die Hoffnung, daß man dazu gelangen würde, ein gleichmäßiges Quantum Fleisch und Fett der Bevölkerung zur Verfügung zu stellen, ist leider nicht erfüllt. Die Ungleichheiten sind bei dem starken Partikularismus in den Bundesstaaten, die als Ueberschußbezirke in Frage kommen, nicht beseitigt. Es wurde zwar im Reichstag von dem Präsidenten des Kriegsernährungsamtes erklärt, daß er die Absicht habe, die Fleischration von 250 Gramm pro Woche und Kopf allgemein durchzuführen, aber bis gegenwärtig ist die Erfüllung dieses Versprechens ausgeblieben. Nach einer Umfrage in den Städten mit über 500 000 Einwohnern ist allerdings festgestellt, daß nunmehr 97 Prozent dieser Städte 250 Gramm verteilen können. Es gehen aber aus den kleineren und mittleren Städten fortgesetzt Klagen ein, daß hier Rationen von nur 100 und 150 Gramm vielfach üblich sind, ganz abgesehen davon, daß dieses Quantum nicht einmal regelmäßig zur Verteilung kommt.

Es ist eine unbedingte Notwendigkeit, daß wir unsere vorhandenen Viehbestände so schonen, daß wir die in Aussicht gestellte gleichmäßige Zuwendung nicht erreichen können, oder bezeugen wir auch hier Hindernisse, die einseitig die Interessen agrarischer Forderungen berücksichtigen? Wenn wir die Ergebnisse der Viehzählung vom 1. Dezember 1916 mit den vorausgegangenen in Vergleich stellen, so ergibt sich folgendes:

Viehbestand im Deutschen Reich:

	Am 1. Dez. 1916	Am 1. Sept. 1916	Am 1. Dez. 1916
Kühe unter 3 Monate	1 396 767	1 994 104	1 885 189
Kühe von 3 bis zu 2 Jahren	6 457 098	6 814 027	6 535 061
Pullen u. Ochsen über 2 Jahre	1 493 079	1 452 031	1 506 621
Kühe und Ochsen über 2 Jahre	10 970 004	10 602 782	10 607 201
Rindvieh insgesamt	20 316 948	20 852 946	20 784 042
Schweine unter 1/2 Jahr	9 587 290	11 217 348	10 181 688
Schweine über 1/2 Jahr	7 899 921	6 065 679	6 828 340
Schweine insgesamt	17 287 211	17 283 027	16 960 026

Die letzte Ziffer bietet noch kein ganz sicheres Ergebnis, sie wird aber erhebliche Veränderungen kaum erfahren. Wir haben danach unser Rindviehbestand erhöht, besonders die Zahl an Kühen ist aufwärts gegangen. Auch der Bestand an Schweinen weist keine übermäßige Abnahme auf, er hält sich auf leidlicher Höhe, wenn dabei auch zu berücksichtigen ist, daß nach dem 1. Dezember besonders in Hauschlachtungen sehr viel aufgebraucht ist. Das ist aber ein Vorgang, der sich auch in normalen Zeiten in jedem Jahre wiederholt. Im ganzen ergibt das Resultat der Viehzählung, unter Berücksichtigung aller der ungünstigen Verhältnisse während des Krieges, ein verhältnismäßig gutes Resultat. Wir haben in einer kurzen Zeit durch Beschränkung des Konsums an unsern Viehbeständen eine so erhebliche Schonung vorgenommen, daß wir gegenwärtig auf eine weitergreifende Abschächtung drängen können, um zunächst zu einer gleichmäßigen Versorgung von 250 Gramm pro Kopf der Bevölkerung zu gelangen.

Ein hoher Viehbestand ist vom Standpunkte der Volksernährung sehr angenehm und gibt uns ein Gefühl der Sicherheit in der Versorgung. Auf der anderen Seite bestehen die Bedenken, ob es möglich ist, diese Viehbestände durchzuhalten, ohne Gefährdung der Volksernährung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Kartoffelbestände für unsern Bedarf ungenügend sind. Diese Bestände sind aber der Gefahr ausgesetzt, daß sie durch starke Zugriffe der Viehhalter weiter gemindert werden. Es ist zwar die Verfüttung von Kartoffeln, soweit sie zur menschlichen Ernährung Verwendung finden können, verboten; aber die Kontrolle darüber, daß diese Verordnung peinlich innegehalten wird, ist ganz unmöglich. Der hohe Viehbestand heigert mithin in der Kartoffelversorgung unsere Schwierigkeiten. Wir sind ferner genötigt, so stark, wie noch in keinem Jahre, auf die Kühen für die menschliche Ernährung zurückzugreifen. Auch hier tritt der Viehbestand als Konkurrent gegen den Bedarf des Menschen auf; denn das Raufutter, das für unser Rindvieh angeblich in genügendem Maße vorhanden ist, genügt allein nicht für die Durchhaltung der Rindviehbestände.

Die Reichsfleischstelle ist nicht achlos an den Erfordernissen vorübergegangen, sie hat die Viehhandelsverbände angewiesen, alles Vieh aufzukaufen, das freiwillig von den Viehhältern angeboten wird, damit nicht wegen Futtermangel

das Vieh nur durchgeschleppt wird und damit das Schlachtergebnis weiter verringert wird. Wir haben außerdem die Möglichkeit, wenn jetzt größere Bestände abgeschlachtet werden, in den Kühlhäusern Fleischbestände für die spätere Zeit aufzubewahren. Sodann ist der Preis für Kühe sehr abgefallen, um hier den Anreiz für eine größere Aufzucht einzuschränken. Dagegen soll der Bestand an Kühen gespart werden.

Bei einer richtigen Ausnutzung der vorhandenen Futtermittel wäre es möglich, den Anteil, den die Viehhaltung von unsern Nahrungsmitteln beansprucht, erheblich zurückzuführen. Leider vermag hier die Organisation. Wir haben zwar eine Bundesratsverordnung, die bestimmt, es sollen in den Städten die Küchenabgänge gesammelt werden. Aber die Sache ist längst wieder eingeschlafen, der Sammeleifer hat nachgelassen. Nur einzelne Gemeinden bemühen sich hervortragend auf dem Gebiet. Vor einiger Zeit ist die „Reichsgesellschaft für Milchfraktutter“ ins Leben gerufen, die aus der Idee einer zweckmäßigen Verwertung der Küchenabgänge propagieren will. Vielleicht gelingt es nun, dieses wertvolle Material besser nutzbar zu machen und den Sammeleifer wieder anzuregen, noch besser durch Zwangswirtschaft zu erhalten. Charlottenburg gibt bereits ein gutes Beispiel, hier sind bis zu 75 Gramm Küchenabgänge pro Tag und Kopf der Bevölkerung abgefördert. Die Gesellschaft verarbeitet die Abgänge durch Trocknung zu einem leicht transportablen Viehfutter. Für 1 Zentner dieses Trockenfutters sind ungefähr 3 Zentner Küchenabgänge notwendig. Eine Stadt von 100 000 Einwohnern könnte also, bei 70 Gramm gesammelten Küchenabgängen täglich 140 Zentner Futtermittel verteilen. Das Futter eignet sich vor allem für Rindvieh und für Geflügel. Man rechnet, daß drei Pfund Trockenfutter einem Liter Milchproduktion entsprechen. Mit einem solchen Quantum Futter, über das die Gemeinde frei verfügen kann, kann sie Lieferverträge abschließen, die uns

manche Schwierigkeiten bei der Milch- und Eierversorgung beseitigen könnte. Die Gemeinden sollten nicht verfehlen, hier die Initiative zu ergreifen.

Wir brauchen eine fett- und eiweißhaltige Nahrung, die wir am besten im Fleischkonsum, an den die Bevölkerung auch sehr stark gewöhnt ist, bieten können. Wir brauchen weniger, wenn wir als Ersatz Hülsenfrüchte und Pflanzenfette zur Verfügung hätten.

Ein großer Uebelstand bei der gegenwärtigen Ausnutzung unserer Viehbestände ist, daß nach der Bundesratsverordnung immer noch während sechs Wochen an Ferkel Vollmilch verabreicht werden darf. Obwohl in sehr vielen Gegenden auch in normalen Zeiten nur die Magermilch benutzt wird, die für die Aufzucht vollständig genügt. Bei dem Mangel an Futtermitteln und den hohen Preisen für Schweine ist natürlich der Anreiz sehr stark, Vollmilch zu verwenden. Ferner fehlt es an einer Kontrolle, die dafür sorgt, daß Milch, Butter und Käse eine gerechte Verteilung finden. Die Produkte der Molkereien gehen heute vielfach auf Schlechtwegen in den Handel, sie ermöglichen zahlungsunfähigen Personen ein Zugreifen über ihre Ration. Wenn unsere Verwaltungsbehörden auf dem Lande ein wenig mehr den Ernst unserer Ernährungsschwierigkeiten beachten würden, könnte ein solcher Handel sich nicht breit machen. Es fehlt leider in diesen Kreisen ein stark ausgeprägtes Empfinden für das Allgemeininteresse. Das alte Wirtschaftsprinzip, das nur das Einzelinteresse jeder Berufsschicht kennt, kommt immer wieder zur Geltung.

Wenn bei den verminderten Rationen in der Kartoffelversorgung uns auch nicht die genügenden Ersatzmittel aus Hafer und Gerste gestellt werden könnten, dann wird das Kriegsernährungsamt sich vor die Zwangslage gestellt sehen, die Fleischration zu erhöhen; denn in der bisherigen Weise wird die Behandlung der Ernährungsfrage nicht fortgesetzt werden können.

## Eine neue Kundgebung Wilsons.

Wilson hat an den amerikanischen Senat eine Botschaft gerichtet, die auch an die Regierungen in Berlin und Wien überreicht worden ist; sie hat folgenden Wortlaut:

Meine Herren vom Senat!

Am 18. Dezember des vorigen Jahres habe ich an die Regierungen der gegenwärtig kriegführenden Staaten eine gleichlautende Note gerichtet, in der sie ersucht wurden, die Bedingungen, unter denen sie den Friedensschluß für möglich hielten, genauer festzustellen, als dies bis dahin von irgendeiner kriegführenden Gruppe geschehen war. Ich sprach im Namen der Menschheit und der Rechte aller neutralen Staaten, wie unser eigener ist, deren vitalste Interessen zum großen Teile durch den Krieg fortwährend gefährdet werden. Die Mittelmächte erwiderten in einer Note, die einfach besagte, daß sie bereit seien, mit ihren Gegnern zu einer Konferenz zusammen zu treten, um die Friedensbedingungen zu erörtern. Die Mächte der Entente haben viel ausführlicher geantwortet und wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, so doch mit genügender Bestimmtheit, um Einzelfragen einzubeziehen, die Vereinbarungen, Bürgschaften und Wiederherstellungen (actes of reparation) angeben, die ihnen als die unumgänglichen Bedingungen einer befriedigenden Lösung erscheinen.

Wir sind dadurch der endgültigen Erörterung des Friedens, der den gegenwärtigen Krieg beenden soll, um so viel näher gekommen. Wir befinden uns umso viel näher der Erörterung des internationalen Konzerts, das nachher die Welt zur Beobachtung ihrer Verpflichtungen abhalten muß. In jeder Erörterung über den Frieden, der diesen Krieg beenden muß, wird es als zweifellos hingenommen, daß diesem Frieden irgendein bestimmtes Einvernehmen der Mächte (concert of powers) folgen muß, welches wirklich unmöglich machen wird, daß irgendeine Katastrophe wie die gegenwärtige jemals wieder über uns hereinbricht. Jeder Menschfreund, jeder vernünftige und denkende Mensch muß dies als ausgemacht ansehen.

Ich habe diese Gelegenheit, mich an Sie zu wenden, gesucht, weil ich es Ihnen, als den mit zur endgültigen Feststellung unserer internationalen Verpflichtungen beigegebenen Rat schuldig zu sein glaubte, Ihnen rückhaltlos die Gedanken und die Absichten zu enthüllen, welche in meinem Geiste Gestalt angenommen haben bezüglich der Verpflichtung unserer Regierung, in kommenden Tagen, wenn es notwendig sein wird, die Grundmauern des Friedens unter den Völkern frisch und nach einem neuen Plan zu legen. Es ist undenkbar, daß das Volk der Vereinigten Staaten bei diesem großen Unternehmen keine Rolle spielen sollte. Die Teilnahme an solchem Dienste wird die Gelegenheit sein, für welche unser Volk sich schon durch die Prinzipien und Zwecke seiner Politik und die bewährte Praxis seiner Regierung seit jeher vorbereiten gemacht hat, seit den Tagen, da es eine neue Nation begründete in der hohen und ehrenhaften Hoffnung, daß diese in allem ihren Sein und Tun der Menschheit den Weg zur Freiheit zeigen möge. Unser Volk kann in Ehren nicht absehen von dem Dienste, zu welchem es nunmehr im Begriff ist, aufgerufen zu werden. Es wünscht auch nicht, diesen Dienst zu verlagern, aber es ist sich selbst und den anderen Nationen der Welt schuldig, die Bedingungen

festzustellen, unter denen es sich imstande fühlen wird, Hilfe zu bringen.

Dieser Dienst besteht in nicht weniger als in folgendem: Ihr Gewicht und Ihre Macht zu dem Gewichte und der Kraft anderer Nationen hinzuzufügen, um Frieden und Recht auf der ganzen Welt zu sichern. Solch eine Regelung kann jetzt nicht mehr lange verschoben werden, es ist in Ordnung, daß, bevor es dazu kommt, unsere Regierung freimütig die Bedingungen formuliert, unter denen sie sich für berechtigt hält, vor urlichem Volke die Zustimmung zum formellen und feierlichen Beitritt zu einer Friedensliga zu verlangen. Es ist mein Zweck, die Feststellung dieser Bedingungen zu verfrühen.

Zuerst muß der gegenwärtige Krieg beendet werden,

aber wir sind es der Menschlichkeit und aufrichtigen Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung schuldig zu sagen, daß es, in soweit unsere Teilnahme an der Verbürgung des künftigen Friedens in Frage kommt, einen großen Unterschied macht, auf welchem Wege und unter welchen Bedingungen dieser Krieg beendet wird. Die Verträge und Uebereinkommen, die ihn beenden, müssen die Bedingungen der Wirklichkeit, die einen Frieden schaffen, welcher wahr ist, verbürgt und erhalten zu werden, einen Frieden, der den Beifall der Menschheit erlangt wird, und nicht nur einen Frieden, der den einzelnen Interessen und augenblicklichen Zwecken der beteiligten Staaten dienen wird. Wir wollen keine Stimme bei der Festlegung dessen haben, wie diese Bedingungen sein sollen, aber wir wollen — ich bin davon überzeugt — eine Stimme haben bei der Festlegung, ob diese Bedingungen von Bürgen eines allumfassenden Bundes bleibend gemacht werden sollen oder nicht, und unser Urteil über dasjenige, was eine grundlegende und wesentliche Bedingung der Beständigkeit ist, sollte jetzt und nicht nachher ausgesprochen werden, wenn es zu spät sein könnte kein auf dem Zusammenwirken beider Friedensbündel, der nicht die Völker der neuen Welt in sich schließt, kann ausreichen um die Zukunft vor dem Krieg zu sichern, und das gibt es nur eine Art Frieden, dessen Verbürgung die Völker von Amerika sich zusehen könnten. Die Elemente dieses Friedens müssen die Elemente sein, die das Vertrauen der amerikanischen Regierungen verdienen und ihren Prinzipien Genüge leisten, Elemente, die zu dem politischen Glauben und zu den praktischen Ueberzeugungen stimmen, die die Völker von Amerika sich zu eigen gemacht und zu verteidigen unternommen haben. Ich will nicht sagen, daß irgendeine amerikanische Regierung sich irgendwie irgendwelchen Friedensbedingungen entgegenstelle, auf welchen die gegenwärtig kriegführenden Regierungen sich einigen möchten, noch daß sie es versuchen würden, solche Vereinbarungen, wenn sie abgeschlossen sind, umzusetzen, von welcher Art sie auch sein mögen.

Ich halte es lediglich für ausgemacht, daß bloßes Friedensverbürgen zwischen den Kriegführenden nicht einmal die Kriegführenden selbst befriedigen werde.

Wohle Uebereinkommen dürften den Frieden nicht sichern, es wird unbedingt nötig sein, daß eine Kraft geschaffen wird, die imstande ist, die Dauerhaftigkeit der Abmachung zu verbürgen, eine Kraft, weit größer als diejenige irgendeiner der jetzt in Mi-



negreiche Beendigung ihr vornehmstes Kriegsziel darstellt, bedeutet nichts mehr und nichts weniger als den Kampf um Preußen, von dem ein gewisser Parteiführer einst sagte: „Haben wir erst Preußen, dann haben wir alles“. Wer die Entwicklung der letzten Jahre mit offenen Augen verfolgt hat, wird sich sagen müssen, daß das preussische Landtagswahlrecht die letzte und einzige Schutzwehr um das alte Preußen, d. h. um Preußen überhaupt, denn Preußen wird entweder das alte oder es wird nicht mehr sein; daß dieses Wahlrecht das letzte Bollwerk der verfassungsmäßig garantierten Selbständigkeit der Bundesstaaten und der letzte und einzige Eckpfeiler des von Kaiser Wilhelm I. und seinem großen Kanzler unter Mitwirkung der deutschen Bundesgenossen geschaffenen Deutschen Reiches ist. Fällt das preussische Landtagswahlrecht, dann wird Preußen aus dem bisher selbstständigsten monarchischen Staatswesen eine Scheinmonarchie und mit ihm werden es alle deutschen Bundesstaaten, die bis dahin hart der Monarchie und die eigentlichen Träger des monarchischen Gedankens waren. Die deutsche Kraftquelle wird langsam verfliegen — und Englands Ziel ist erreicht mit Hilfe unseliger deutscher Vorkämpfer und Verblöndung. Und das soll die Errungenschaft dieses mit beispiellosen Opfern geführten Krieges sein? Und das will man unseren heimkehrenden Feldtruppen als „Lohn“ für ihre Hingabe entgegenbringen? Die national gekündete Mehrheit des preussischen Abgeordnetenhauses möge sich ihrer Pflicht gegenüber unserem lieben deutschen Vaterlande bewußt sein. Im ganzen Reich aber sollte man dessen eingedenk sein, was das jetzt zu Recht bestehende preussische Landtagswahlrecht für die Einzelstaaten und für das Reich bedeutet.

Diese dreifache Kampfanlage spricht Bände. Sie zeigt, daß man in konservativen Kreisen gar nicht daran denkt, den Massen in Preußen jenes Maß politischen Einflusses einzuräumen, auf das sie ein Recht haben. Was hat das Wahlrecht mit der Monarchie zu tun? Ist etwa Bayern zu einer Scheinmonarchie geworden dadurch, daß es ein ziemlich freies Wahlrecht hat? Gerade in Preußen könnte man aus Vorgängen der letzten Zeit wissen, daß das durchaus nicht zutreffend ist. Aber es ist die alte konservative Taktik, man stellt sich angeblich schühend vor den Thron, um in Wirklichkeit die eigenen Vorrechte zu verteidigen. Die Wahlrechtsreform in Preußen wird kommen und muß kommen. Daß sie den einfachen Grundlinien der Gerechtigkeit entspricht, dafür zu sorgen, wird die Aufgabe der Massen des Volkes in Preußen sein.

### Aus Südbel und den Nachbargebieten.

**Der Bürgerausschuß** nahm in seiner heutigen Sitzung die Wahl der Kommission zur Vorbereitung des Entwurfs des Haushaltsplanes vor. In dieselbe wurden Dimpfer, G. Reimbold, Dr. Grube, Boie, Zehle, Hoff und Schulmerich gewählt. Mit Genehmigung resp. autarkisch beschlüssen wurden die Senatsanträge betr. die Besetzung der Reichsfinanzratssitze auf 15 während der Dauer des Krieges; Beschaffung von Abdrücken des Büchleins „Kriegsernährungsmittele“ (Kosten 700 Mk.); Anstellung eines neuen Oberlehrers an den höheren Staatschulen, zunächst an der Oberrealschule zum Tom; Gewährung einer Altersrentenmehrum in Höhe von 300 Mk. jährlich an die Witwe des 1871 verstorbenen Inspektors des Armenhauses Johann Wagner; Gewährung einer laufenden Unterstützung von 700 Mk. jährlich an den früheren Kirchhofgärtner Verlin; Kriegsernährungsauslagen für Beamte und Angestellte und Unterhaltungen für Pensionäre und Hinterbliebenen von Beamten; (angenommen wurde dazu ein Zuschuß, den Beamten mit einem Gehalt bis zu 2000 Mk. auf die Wintersulage von 100 Mk. nur 75 Mk. anzurechnen und für nicht noch 25 Mk. zu gewähren); Bewilligung von 5000 Mk. zur Ausführung des Führer Stadtheaterpersonals in den Theatern des Gebietes der 6. Armee; Beihilfe von 500 Mk. an den IV. Kurkreis „Norden“ der deutschen Turnerschaft; weiterer Ausbau der Curtiusstraße; Grundstücksverkauf an den Schneidern J. F. Ande; weitere Einrichtung der Gattungswur der Gärten für Ein- und Auslieferung von Schiffen. Angenommen wurde ein Antrag G. Reimbold: Der Bürgerausschuß ersucht den Senat, zu prüfen, ob denjenigen Kriegsveteranen, die zur Ausübung ihres Berufs auf die Benutzung der Straßenbahn durch die Art ihres Verkehrs anzuweisen sind, Preisermäßigungen nach Art d. Arbeiterwochenkarten zu gewähren sind. Ein ähnlicher ihm zu näherer Prüfung von der Bürgererschaft überwiegender Antrag Klein wurde abgelehnt.

**Statistische Monatsübersicht über die Stadt Lübeck im Monat Dezember 1916.** Die natürliche Bevölkerungsbewegung war im abgelaufenen Monat folgende (die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das Vorjahr); es betrug die Zahl der Geburten 51 (49), darunter Kreisstrafkranke 27 (22), Geburten 121 (135), Sterbefälle 187 (151). Die Geburten nahmen also gegen das Vorjahr um 12 ab, die Geburten dagegen um 2 und die Sterbefälle um 36 zu. Es ergab sich also ein Verlust von 66 (18) Köpfen. Unter den Geborenen waren 21 oder 17 4/10 Bröt. (14 oder 10 4/10 Bröt.) unehelich und 7 oder 5 8/10 Bröt. (3 oder 2 2/10 Bröt.) tot. Das Alter der Gestorbenen belief sich in 14 (12) Fällen auf unter 1 Jahr und in 38 (39) Fällen auf über 70 Jahre; die Sterblichkeit der alten Leute war also erheblich größer als im Vorjahre. Todesursache war in 29 Fällen Krankheiten der Kreislauforgane, in 27 Fällen Lungenentzündung und Krankheiten der Atmungsorgane, in 25 Fällen Tuberkulose, in 16 Fällen Altersschwäche. Anstehenden Krankheiten erlagen 26 Personen, davon haben 9 an Diphtherie, 7 an Malaria, je 4 an Scharlach und Keuchhusten und 1 an Scharlach. Anzeigepflichtige Krankheiten in wurden 357 gemeldet, 176mal Malaria, 134mal Diphtherie (darunter 10 Soldaten), 25mal Pocken, 17mal Scharlach, (darunter 4 Soldaten), 2mal Typhus, je 1mal Ruhr (Soldat) und Geschwür. Gewalttätigen Todes erlitten 6 Personen und zwar 1 durch Selbstmord, und 5 durch Verunglückung. In der Zahl der Gestorbenen sind 8 Kriegsteilnehmer und 2 Kriegserkrankene enthalten. Davon haben 1 an Scharlach, 1 an Wundinfektionskrankheit, 3 an Tuberkulose, 2 an Lungenentzündung, 1 an anderen Krankheiten der Verdauungsorgane, 1 infolge Verwundung.

**Marmeladenrechnung und Preiserhöhung.** Die Kriegsgesellschaft für Obstkonerven und Marmeladen beschließt, ab jetzt Wochen „in den nächsten Tagen“ ein mit Rüben getrocknetes Mus an die Romanalverbände zu verteilen, über der Preis dieses Mus und seine Zusammenlegung kann sie aber noch kein Mitteilung machen. Höchst sonderbar, denn schon vor Wochen wurde gemeldet, daß dieses Mus 55 - 60 Pfennige das Pfund kosten solle. Dagegen muß nachdrücklich Widerspruch erhoben werden, denn die noch geltende Bundesratsverordnung vom 14. 12. 1915 bestimmt, daß der Höchstpreis für Marmelade mit Zulaß (von Rüben und Kartoffeln) im Kleinhandel 35 Pf. nicht übersteigen darf. Für 60 Pfennig das Pfund darf man schon die beste im Handel befindliche Sorte (H), d. h. Marmelade aus höchstens vier Fruchtarten, wovon nicht mehr als die Hälfte Äpfel sein dürfen, fordern. Wenn nicht gerade u. beachtet wird, den Preis dieses letzten Brotzutritts mehr den Gänsehalspreisen anzupassen, so liegt gar keine Veranlassung vor, die bestehenden Preise zu erhöhen, denn die zu den festgesetzten Höchstpreisen gekauften Rüben sind derart wohlfeil, daß ihre Verwendung eher eine Verbilligung des Mus bedeuten dürfte.

**Neue Feldadressen.** Nach einer Verfügung des Kriegsministeriums vom 16. Januar treten am 15. Februar neue Bestimmungen über die Aufzeichnung von Feldpostadressungen jeder Art in Kraft. In den Adressen ist alsdann jede Angabe des Regiments, der Zugehörigkeit zu einer Armee, Armeegruppe, Armeeabteilung, Division, Brigade usw. zu unterlassen.

## Der amtliche Kriegsbericht.

**WZ. Großes Hauptquartier, 24. Jan. (Mittwoch).**  
**Westlicher Kriegsschauplatz.**  
Bei fast durchweg klarem Frostwetter blieb in den meisten Frontabschnitten die Kampftätigkeit in mäßigen Grenzen. Die Flieger nutzten die günstigen Beobachtungsverhältnisse für ihre vielseitigen Aufgaben aus. Die Gegner hielten in zahlreichen Luftkämpfen und durch unser Abwehrfeuer sechs Flugzeuge ein.

**Ostlicher Kriegsschauplatz.**  
**Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.**  
Beiderseits der Na und südlich von Riga haben sich für uns günstig verlaufene Kämpfe entwickelt.

**Front des Generalobersten Erzherzog Josef.**  
Bei strenger Kälte nur stellenweise lebhaftes Artilleriefeuer und Vorkampfsgefechte.

**Seeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.**  
Das Nordufer des St.-Georg-Armes nördlich von Zulcea ist wieder aufgegeben worden.

**Mazedonische Front.**  
Die Lage ist unverändert.  
Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Nur die Truppenteile bis zum Regiment aufwärts dürfen in der Adresse genannt werden. Bei Truppenteilen, die keinem Regiment angehören (selbständige Bataillone, höhere Stäbe usw.) ist der Dienstbezeichnung der Formation der Zusatz: Deutsche Feldpoststation Nr. . . . hinzu zufügen. Bei Angehörigen von Stäben von Armeekorps, Divisionen und Brigaden muß die Feldpoststationsnummer in den Adressen weggelassen. Die Mitteilung der neuen Feldadressen an die Heimat erfolgt durch die Truppen.

**Schützengrabenleben im Winter.** Vom Genossen Max St. erhalten wir folgenden Feldpostbrief:

Rußland, 2. Januar 1917.  
Vor beinahe einem Jahre, Ende Januar, als ich von einem Kommando zurück zur Eskadron kam, wurde ich zum erstenmal in Rußland in den Schützengräben kommandiert. Die Ablösung erfolgte immer nach dem Mittagessen. Die Pferde wurden gefastet, das Nötige an Gepäck mitgenommen, Kochgeschirr, Decke, Brot und sonstige vorhandene Zutaten. Es kam mir ungewohnt vor, in den stillen kalten Wintertagen der Front am Fluß entgegenzutreten. Im schmalen Trabe ritten wir bis ans Dorf, ließen ab, übergaben unsere Pferde den zurückbleibenden Mannschaften und schwenkten zu Fuß um die linke Dorfseite nach dem Schützengraben ab. Die Kochgeschirre klapperten an Missetengewehr. Im Marschtempo marschierten wir den ca. 20 Minuten entfernten Stellungen zu. Links des Weges lumpige mit Schnee und Eis bedeckte Wiesenflächen, rechts davon teils niedergebarrte, zerfallene und niedergerissene Häusergruppen und einige benutzte Scheunen. Mit warmem Buchel kamen wir an, denn der Weg war holprig und schlecht, nicht besonders für unsere schwerfälligen Kavalleriebeine geeignet. Sofort wurden die Posten der abzulassenden Eskadron abgelöst. Zufällig kam die Reihe auch an mich. Wert noch einem Mecklenburger ging ich am Fluß hinunter und kontrollierte die Drahtverhau. Ueber gefrorene große Wasserlöcher, durch Weidenbüsch und unebene Wiesenflächen wurde sich entlang getastet. Unmöglich war es dunkel geworden, denn halb 3 Uhr wird es hier schon finster. Mehrere Male passierten wir die glatte Eisfläche, dabei nahm ich stets mein aufgeflossenes Seitengewehr als Fortbewegungsmittel zwischen die Beine samt Gewehr und Taktik über das am Rande schwer erreichbare hohe Eis hinüber. Das spitze Seitengewehr auf dem Gewehr tat vorzügliche Dienste und ließ mich an jede sonst nicht erreichbare Stelle hinkommen. Zumeilen stand auch Wasser darauf. Dann mußten die Stiefel allerdings dicht sein, was auch der Fall war. Die ließen mich auch nicht im Stich; trockenen Fußes kam ich durch. Im Unterstand angekommen, wurde zunächst ein starker Kaffee gekostet und so heiß wie möglich getrunken. Lange dauerte es auch nicht, so fühlte ich die Wärme schon am ganzen Körper bis zu den Fußspitzen. Alles war angefaßt! Die Stiefeln wurden aufgehängt zum Trocknen, dann wurde die Priße benutzt und ausgeleert, um gekräfftigt zum zweitenmal aufziehen zu können. Über meistens habe ich bei meiner Rechnung die trappelnden Wesen nicht in Betracht gezogen. Die gehörten nun einmal zum lebenden Inventar des Unterstandes. Dann gab es erst noch mal große Jagd mit gutem Erfolge und reichlicher Beute. Auch ließ Rauch, Qualm und Dampf den müden Körper oft nicht zur Ruhe kommen, denn der Backsteinofen qualmte viel, das übrige tat die Lampe. Löten wurden aufgerissen, um dem Nebel Abzug zu verschaffen. Wir schliefen denn auch meistens bei Tage, weil tagsüber die Posten schwächer waren. Kam der Morgen heran, so wurde es auch im Unterstand lebendig, alles stand am Ofen, kochte und braute Kaffee, Tee, Bouillon oder Kakao, um etwas Warmes in den Leib zu bekommen. Aus einem nebenanliegenden zugefrorenen Wasserloch wurde das nötige Wasser geholt. Die Kochgeschirre klapperten. Der Schlaf war nach dem heißen Getränk gewichen, der Geist geweckter und der Körper geschmeidig. Lustige Musikstücke auf einer bzw. zwei Mundharmonikas wurden intoniert es wurde zuweilen ein Tänzlein auf dem Knippselbaum gewagt, die Köhnen stimmten mit ein und der raue Krieg war vergessen. Die Traurigkeit darf eben nicht aufkommen, trotz allen Ernstes. Man braucht den Gegenjah wie das tägliche Brot, man zehrt davon und vergißt das Kriegeseld mit seinen vielen häßlichen Beileiterscheinungen. In irgend einem Gefäß wird nach dem Morgenimbiss ein wenig Toilette gemacht. Das heißt nach Schützengrabensgebrauch. Mancher tut es aus dem Trinken. Jeder ist ein Original für sich. Während der eine kurzen Prozeß macht, ist der andere sehr umständlich bei der Toilette, mancher setzt sogar erst den Schnurrbart in die Wunde, kämmt und frisiert sich regelrecht, wie wenn er noch in seinem deutschen Speiseheim wäre. Drollige Szenen habe ich beobachtet. Viele wuschen sich gar nicht, denn das Wasser ist kalt, naß und weit. Etwas Arbeitsdienst im Graben bringt Bewegung und Hunger mit sich in den Vormittagsstunden. Das spürt man zum Mittagessen am besten. Mit Schmutz erwartet jeder die Gulaschkanne. Klappert und geht es dann über die Eisflächen, durch Bachhölzer über Laufgräben, der rauchenden Kanone entgegen. Aber der gestrenge Kanonier paßt auf, daß nicht zuviel verlangt wird. Die Höchstleistung ist ein Feldkessel voll. Je nach der Art der Speise wird verlangt. Ist es was Schmachthafes, so wird mehr verlangt, ist das Gegenteil der Fall, begreiflicherweise weniger. Mit Energie wird dreingehauen und tüchtig geschimpft. Ein Mittagsschlafchen kommt hinterdrein, alles läßt und raucht zur Verdauung. Ist der Ruhe Gemütsgeheim, wird's wieder lebendig im Raum. Es ist Kaffeezeit, das Spiel vom Morgen wiederholt sich. Jeder unterjucht den Proviantbeutel, mancher macht dabei aber die Entdeckung, daß das tägliche Brot knapp wird, oder sogar fehlt. Mit dem Messer wird es eingeteilt, wieweil nur noch verschluckt werden darf. Oft wird der Kopf gewaschen. Der trockene Körper schmeckt prächtig zum heißen Kaffee, denn Fett ist Luxus und gehört ins Reich der Fabel, höchstens etwas Karapellschmierz (Marmelade). Die jungen Krieger

verlegen sich meistens auf das Brot, die alten auf warmes Essen. Was mich anbelangt, habe ich es mit warmem Essen. Sole ist mir doch meistens noch etwas naß und verpöste es zum Abend. Gab es Nudeln und dergleichen, so aß ich morgens noch mein Brot, nebst Brot. Immer trockenen Kaffee war nichts für meinen Magen. Dafür gab ich das Brot jüngerer Kameraden und durste oft auch in den Fettopf bei den Speckbauern lügen. Zuweilen kochte ich noch damals vorhandenen Kakao und aß Brot dazu. Auf eine Art muß man sich helfen. Zwei Tage dauerte der Spaß im Graben. Die Nächte waren grimmig kalt, Einsam und verlassen standen wir am Zusammenfluß zweier Flüsse und hörten das Krachen des Eises mit vereinzelten Gewehrschüssen, den klaren Sternenshimmel über uns, den Fluß und Wald voraus. Starr und steif kamen wir im Unterstand an.

In der folgenden Zeit wiederholte sich alles in regelmäßigen vierwöchigen Abständen, nur daß es immer ungemütlicher in der Stellung in bezug auf Wind und Wetter wurde. Alles Gefäß in den Gliedern erstarrte in der russischen eifigen Winternacht. Wir alteten vollständig Gestumpen, das Thermometer fiel bis auf 20 Grad. Alles Leben war weg, und doch mußten wir auf Vorkosten aushalten. Hinzu gesellte sich im Februar und März das mächtige Schneetreiben mit schneidendem kaltem Wind. Jegliche Orientierung verlor der abzulassende Posten. Kein Weg, kein Stieg, so irrten wir hin und her zwischen Feldwache und Posten, die Eisflächen verschneit, alles nur eine glatte weiße Fläche. Oft kam es vor, daß der Posten zur Ablösung auf den abgegangenen Ort zum zweiten Male zurückkam, vollständig sinnlos verirrte war und nicht wußte, wohin die Felle gehen sollte. Aufmerksamkeit mußte hierbei entfaltet werden, da der Feind sich verinelt in kleineren Unternehmungen bei diesem unsichtigen Wetter heranschleichen konnte, denn die Spione sind tollkühn, durchschwimmen im Winter Flüsse und Wasserläufe. Vereinzelt gute Fänge sind gemacht worden. Das Tack! Tack! der Maschinengewehre war oft hörbar in dem Unwetter, die Geschütze arbeiteten in Gemeinschaft mit dem Kleingewehrfeuer.

Eines Tages bei Schneegelöber und Kälte war ich gegen Abend mit ausgerückt, sollte gerade die erste Nummer beziehen, da kam Befehl für mich zum Abrücken. Ein kleiner Panzschlitten sollte mich und einen Kameraden ins Quartier ins Dorf zurückholen. Hocherheit darüber packte ich mein Gepäck und rückte zur Tür hinaus, fiel aber in den Graben, machte Rutschpartien an abschüssigen Stellen und konnte kaum das Auge aufmachen vor Schneetreiben. Durch Zufall gab ich mich zu erkennen, wo ich steckte auf der ersten Feldwache. Ich hörte wohl des Kameraden Ruf, konnte aber nichts vom Schlitten entdecken. Ueber Brustwehren, Graben und verschneite Eisflächen stolperte ich hinweg und kam endlich schweißtreibend an. In flackerndem Trab ging's vorwärts, aber bald lagen wir in einem Zugangsgraben samt Karabiner. Niemand von uns hatte die falsche Fahrtrichtung gemerkt. Die Schutzmaske suchte ich im Schnee heraus und die 3 Feldraketen stiegen als Schneemänner wieder in den Schlitten. Was sich noch zweimal wiederholte bis zum Dorf. Der schmale Schlitten flog leicht um. Hocherheit im Schneegelöber kamen wir im Dorf in einer warmen Hütte an und schliefen diesmal mit Ruhe in der Wärme. Als Pferdepfleger sollte ich die zwei Tage fungieren. Am anderen Tage war prächtiger Sonnenschein, das Wetter von uns liegende u. glänzte mit seiner prächtigen Kirche im Märchenglanz in einer russischen Winterlandschaft. Niemals ahnte ich, daß es noch einen zweiten Winter in diesen ewigen Schützengräben Fußlands geben würde. Deshalb ein zweiter winterlicher Gruß aus dem Jarenreiche.

**Wegen Beamtenbestrafung** ist vom Landgericht Lübeck am 27. Oktober d. J. der Landwirt Almus Wietzen zu 150 Mk. Geldstrafe verurteilt worden. Als der Gendarm die Getreidevorräte aufnahm, verbot er die Angeklagte 20 Zentner ungedroschenen Roggen, den er allerdings nicht anzugeben brauchte, weil er nicht auf seinem eigenen Lande gemachsen war. Er ist deshalb auch von der Anklage der Verschwendung von Vorräten freigesprochen worden. Als der Gendarm den Angeklagten wegen der unterlassenen Angabe zur Rede stellte, ludte der Angeklagte ihm erst zu fluchen, dann ein paar Geldbeine ausstreckte, um diesen gütlich zu stimmen, jedoch ohne Erfolg. Die Revision des Angeklagten wurde Montag vom Reichsgericht als unbegründet verworfen.

**Den Offenbarungsseid** leisteten im Monat Dezember 1916 vor dem hiesigen Amtsgericht 4 Personen.

**Gierlegetpulver** werden jetzt häufig unter zum Teil recht marktschreierischer Reklame angepriesen. Eine solche Anpreisung geht auf von einer heftigen Viehnährmittelfabrik aus. Ueber den Befund einer Probe des Gierlegetpulvers dieser Fabrik hat eine agrilkulturchemische Kontrollstation sich dahin gutachtlich geäußert, daß 1,20 % Phosphor, 24,80 % kohlenstaurer Kalk, 7,05 % Kohlsalz, außerdem Eisenverbindungen mit 3,35 % Eisenoxyd festgestellt wurden. Neben den mineralischen Bestandteilen fanden sich noch Pflanzenreste. Der Wert der gefundenen in der Packung vorhandenen organischen Bestandteile ist auf nicht ganz einen Pfennig zu veranschlagen. Die Firma selbst gibt als Bestandteile neben den beiden Arten Kalk gepulverten Majoran, Wacholderbeeren, Fenchel, zum kleinen Teil Weizenmehl, etwas Biehalm und gemahlene Seemuschel an. Der Wert der Substanz einschließlich Müllkosten und Packung beträgt höchstens 10 Pf., während das Pulver im Kleinverkauf 80 Pf. kostet. Das Pulver kann auf die Vegetabilität des Geflügels eine fördernde Wirkung, wie man nach der Benennung zu erwarten berechtigt ist, nicht ausüben. Bei der Bewertung kann vom Geflügelzüchter nur der in ihm enthaltenen kohlensauren Kalk als Stoff zum Aufbau der Eierchalen in Betracht gezogen werden. Diesen Stoff kann er sich aber überall kostenlos oder mit wenigen Pfennigen in der Form von Mörstel verschaffen. Das Kgl. Preussische Landes-Ökonomenkollegium und die Zentralstelle zur Bekämpfung der Schwindelfirmen halten es auf Grund der obigen Feststellungen für erforderlich, über den Unwert des angepriesenen „Gierlegetpulvers“ aufzuklären, wie überhaupt vor der Anwendung derartiger Mittel, die fast ausnahmslos Schwindel sind, zu warnen.

„Aus der afrikanischen Wildnis“ ist ein Film betitelt, der seit gestern im hiesigen Metropolitan vorgeführt wird. Abweichend von den gewöhnlichen Darbietungen der Kinos, die hauptsächlich Woffen oder Dramen als Spielplan aufweisen, stellt man hier das tropische Afrika und seine Tierwelt. Es wird eine außerordentliche Fülle des Interessanten gezeigt und mit den wichtigsten Belegworten erklärt. Wir stimmen der „Völkischer Volkszeitung“ bei, wenn sie schreibt: Wenn von der Berechtigung des Kinos gesprochen wird, so weist man regelmäßig auf den erschwerenden Wert der Vorführungen hin, die aus den Gebieten der Wissenschaft und Technik entnommen wurden. Nur sind diese Vorführungen selten an Zahl und durchaus nicht immer geeignet, als Anschauungsmittel zu gelten, aus denen sich wirklich etwas lernen ließe. Da war es ein nicht genug zu schätzendes Unternehmen, daß sich der Fortmann und Afrikaforscher Robert Schumann entschloß, das Wildleben der Steppe und Wälder des afrikanischen Erdteiles für die Filmvorstellung zu verwerfen. Es läßt sich aus den Bildern entnehmen, mit was für riesigen großen Schwierigkeiten Schumann und sein technischer Mitarbeiter zu kämpfen hatten, um in der wege- und steinigen Wüste mit ihren Jägern und Trägerskaramane die Möglichkeit zu schaffen, wirklich tadellose Filmaufnahmen zu erhalten. Die Bilder gewähren einen Einblick in das Leben und Treiben der Gesellschaft, die des Quaders nicht entbehren. Wesentlich und einzigartig sind aber die Aufnahmen des afrikanischen Wildes in der Steppe, wie es dem Jäger auf freier Wildbahn entgegentritt. Kaltes Blut und die Sicherheit des unbedingten Selbstvertrauens gehört hier zu den ersten Bedingungen des Jägers, denn daß die einzigartige Jagd, die den Jäger und das Wild gleichzeitig auf die photographische Platte bringt, mit nicht geringer Gefahr für das Leben des photographischen Operateurs wie des Jägers verknüpft sind, verriet die Ausnahmen des wehrhaften Großwildes, das auch, wenn es sich um solche Antilopen handelt, in erbitterten Kämpfen um das Leben kämpft. Seine harmlose Jagdbeute darstellt. In die Reihe der Tierbilder fügen sich eine Anzahl reizvoller Szenen aus dem Wildleben der schwarzen Bevölkerung, in deren Gebiete sich



Arbeiterfragen vor dem Hilfsdienst-Ausschuß.

In der Sitzung vom Sonnabend brachte Abg. B a s s e r m a n n zur Sprache, daß in einzelnen Betrieben eine starke Abwanderung der Arbeiter stattfindet. Die Arbeiter klagen sich dabei auf § 9 Absatz 3 des Hilfsdienstgesetzes, wonach als wichtiger Grund für den Wechsel der Arbeitsstelle eine angemessene Verbesserung der Arbeitsbedingungen im vaterländischen Hilfsdienst gilt.

General Gröner erklärt, daß es nicht verwunderlich ist, wenn in der Uebergangszeit eine starke Bewegung in den Arbeitermassen herrscht. Eine bedrohliche Erscheinung ist das nicht. Die einzelnen Firmen suchen eben mit allen Mitteln Arbeitskräfte. Das Kriegsamt tritt Ausschüssen entgegen und wirkt auf die Unternehmer ein, die Ursachen der Abwanderung zu beseitigen, insbesondere dadurch, daß bei Bemessung der Löhne Rücksicht auf jene Arbeiter genommen wird, die einen doppelten Haushalt zu führen haben.

Abg. Dr. K e i s e r schlägt vor, die Sitzungen des Ausschusses in kürzeren Zwischenzeiten abzuhalten. Bei der Zusammenlegung der Betriebe muß Rücksicht auf die kleineren Existenzen genommen werden. Voraussetzung bei der Zusammenlegung muß sein, daß für die Unterbringung der Arbeiter und Angestellten gesorgt ist.

General Gröner erklärt, daß der Ausschuß öfter zu Sitzungen herangezogen werden soll. Die Transportschwierigkeiten sind bereits eingehend erörtert worden. Die Situation ist ernst, aber wir werden sie überwinden. Den Eisenbahnverwaltungen sind bereits die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt worden; die Abfuhr der Güter wird durch militärische Kommandos, die bereitgestellt wurden, ausgeführt und gefördert werden.

Geheimrat Dr. J u n d : Die Hilfsdienstpflichtigen unterstehen den Militärgeboten nur dann, wenn sie vom Heeresstrog gehören. B. auch dann, wenn sie im Etappengebiet oder in den festesten Gebieten verwendet werden. Eine Ausdehnung der Geltung der Militärgebotse kann nur stattfinden, wenn Bundesrat und Reichstag das befehlen.

Schuld und Sühne.

Roman aus dem Russischen von F. M. Dostojewski.  
74. Fortsetzung.  
„Wie kommt der hierher?“ denkt er, „früher war keiner hier!“ Er trat leise heran, in der Vermutung, daß sich hinter diesen Frauenschleier jemand verstecke. Vorsichtig schob er denselben mit der Hand beiseite und gewahrte, daß ein Stuhl dahintersteht; an dem Stuhle in der Ecke aber sitzt ein altes Weib, ganz gebeugt und den Kopf gesenkt, jedoch es nicht möglich war das Gesicht zu erkennen. Sie war es! Er stand vor ihr, „fürchtet sie sich?“ dachte er; leise befreite er die Art aus der Schlinge und hieb die Alte über den Schädel, nochmals und dann noch einmal. Aber selbst, sie bewegte sich nicht unter den Schlägen, als lei sie von Holz. Er erschrock, beugte sich nieder und blinnte sie an; da senkte sie den Kopf noch tiefer. Er beugte sich bis auf den Boden herab und schaute ihr von unten in das Gesicht; er schaute und erstarrte: Die Alte sah und lächelte ihn an; sie schien zu zittern in leisem, unhörbarem Gelächter, sich mit aller Kraft bemühend, daß er sie nicht vernähme.

lich, die Arbeitermassen müssen sich in den neuen Verhältnissen erst zurechtfinden. Die Durchführung der zum Schutze der Arbeiter erlassenen Bestimmungen läßt noch sehr zu wünschen übrig. Einem Magdeburger Arbeiter, der im Eisenwerk Bückau zehn Jahre hindurch gearbeitet hat und der wieder dort in Arbeit treten wollte, ist der Abfahrtschein verweigert worden. Weil noch kein Ausschuß besteht, konnte der Arbeiter nicht zu seinem Recht kommen. Nebenher bespricht dann einen Fall von Lohnrückerei. Die Hamburger Getreidehändler haben Leute zur Besorgung der Vorräte verlangt, denen sie überhaupt nichts bezahlen wollten. Wie hat man die Frauen bei den Frauen-Referaten bei den Kreisamtsstellen auszuweichen? Hat man sich dabei des Rates der Gewerkschaften bedient? Welche Aufgaben haben diese Referate? Redner erörtert dann die Ernährungsfrage und weist besonders auf die Verhältnisse in E l b e r s e l d hin, wo die Fleischration auf ein unerträgliches Maß herabgesetzt worden ist. Das ist umso unverständlicher, als an Vieh durchaus kein Mangel besteht. Hier muß unbedingt Abhilfe geschaffen werden. General Gröner sagt Verdrüssigung dieser Wünsche, soweit als möglich, zu. Ueber die Frauen-Referate werde er in der nächsten Sitzung Aufschluß geben.

Abg. C a r t e n s (Vorjahr Bp.) fordert, daß die beim Bahn- und Brückendienst verwendeten Hilfsdienstpflichtigen dem militärischen Disziplinarstrafrecht unterstellt werden. Auskunft muß gefordert werden, wie das Hilfsdienstgesetz gewirkt hat.

General Gröner erklärt, daß es besser ist, Hilfsdienstpflichtige, die ihre Schuldigkeit nicht tun, zu entlassen, als zu bestrafen. Die bisherigen Erfahrungen mit dem Hilfsdienstgesetz sind durchaus gute.

Abg. S c h i e l e (Konj.) fordert, daß sich die Frauen auf dem Lande in größerer Zahl zur Arbeit melden. Wenn in den Städten Fleischmangel besteht, dann kann das nur an den mangelhaften Transportverhältnissen liegen. Das Angebot an Vieh ist sehr stark.

General Gröner befreit, daß die Mängel in der Fleischversorgung in den Transportschwierigkeiten zu suchen sind; vielmehr ist anzunehmen, daß es die Art der Verteilung ist, die zu den Unzuträglichkeiten geführt hat.

Abg. v. T r a m p e z y n s k i (Pole) kritisiert lebhaft, daß die polnischen Arbeiter in ihrer Freiheit beschränkt werden. Diese Arbeiter werden gezwungen, in den Fabriken zu wohnen. Soweit chemische Fabriken in Frage kommen, bedeutet dieser Zwang direkt eine gesundheitliche Schädigung der Arbeiter.

Abg. G r a f W e s t a r p tritt für die wirtschaftsfriedlichen Arbeiter ein, deren Gleichstellung mit den Gewerkschaften er fordert.

Abg. B a s s e r m a n n schließt sich diesen Ausführungen an. Die nationalen wirtschaftsfriedlichen Arbeiter dürfen nicht anders behandelt werden als wie die Gewerkschaften.

General Gröner: Wenn es sich bei den Verhandlungen der Ausschüsse um wirtschaftsfriedliche Arbeiter handelt, dann sollen auch Wirtschaftsfriedliche als stellvertretende Beisitzer herangezogen werden. — Bei der Stilllegung von Betrieben soll stets dafür gesorgt werden, daß die Arbeiter sofort anderweit untergebracht werden.

Die Weiterberatung wurde dann auf nächsten Freitag vertagt.

Aus dem Gerichtssaal.

Gefängnisstrafen für Kriegswucher mit Bötelfleisch. Die Strafkammer in Frankfurt a. M. verurteilte den Kaufmann Max Springe r zu vier Monaten Gefängnis und 3000 Mark Geldstrafe, den Kaufmann Manfred Kolinski zu zwei Monaten Gefängnis und 3000 M. Geldstrafe wegen Kriegswuchers. Sie hatten durch Kettenhandel den Preis für Bötelfleisch von 1,80 Mark auf 2,90 Mark getrieben.

Aus Nah und Fern.

Die Berliner Millionenschwindlerin. Über das Vermögen der verhafteten Frau Kupfer ist das Konkursverfahren eröffnet worden. In Berlin wollte man wissen, daß die Wittoverhaftete nicht die Tochter der Frau Kupfer sondern ein anderes Mädchen sei, das die Schwindlerin habe kommen lassen, damit es ihr beim Einlösen von Geldleuten, besonders auf ihren Gesellschaften, behilflich sei. Das ist nur leeres Gerede. Die Wittoverhaftete ist wirklich die Tochter Gertrud der Frau Kupfer. Besonderer Anklagen bedurfte es, wie die weitere Aufklärung immer mehr

zeigt, auch gar nicht. Es genötigen der „Notariatsakt“ und die Lieferungsanträge, um alle Kaufleute und andere Geldebefiger, auch Industrielle, Beamte usw. heranzuziehen und sicher zu machen. Daß nebenbei auch die lebenswichtigen Umanasformen von Mutter und Tochter mitwirkten, kam von selbst, auch ohne Rücksicht. Der „Notariatsakt“ sah so. erit aus wie nur möglich. So gar an der Konventionstellung fehlte nicht das geringste. Auch die Lieferungsanträge waren geschickt gefälscht. Frau Kupfer hatte Formulare von Deereslieferungen nachgemacht und aus Typen eines Stempels, den sie von einem Berliner Fabrikanten bezog, auch die erforderlichen Stempelzeichen hergestellt. Die Unterschriften auf diesen Schriftstücken waren unleserlich. Das fiel aber nicht weiter auf, weil es ja auch auf echten Schriftstücken vorkommt. Den Lieferungsanträgen von Deeresbehörden standen ebenso gefälschte Schriftstücke von auswärtigen Einkaufsgesellschaften gegenüber, nach denen die der Frau Kupfer angeblich von der Deeresverwaltung in Auftrag gegebenen Aufträge freigegeben und geliefert seien. Bei solchen erdichteten Aufträgen und Lieferungen handelte es sich immer um große Summen, oft um mehrere Millionen. Frau Kupfer trieb die Geldleuten bei diesen reiner Durchgangsgeschäften einen Nutzen von durchschnittlich 22 Prozent vor. Ein hoher Gewinn leuchtete auch durchaus erfahrenen Kaufleuten ein. Denn diese Durchgangsgeschäfte erforderten keine Lagerung der Waren, kein Kollaud und dergleichen, man war also nur mit geringen Speien belastet. Das Kapital das in Höhe von 10 Millionen arbeitete, wurde natürlich möglichst oft umaeckelt, und so war es kein Wunder, daß die Einlagen 100 und 20 Prozent brachten. Nach allen Richtungen erwies sich Frau Kupfer als ein kourmännisches Genie. Vor allem sorgte sie dafür, daß die fälligen Zinsen und Gewinne, die zur Auszahlung verlangt wurden, immer da waren. Wenn es aber auch einmal für den Augenblick hartete, so ließ sie sich dadurch auch noch nicht aus der Fassung bringen. So kam es vor, daß sie einen Fühlhaber wegen einer größeren Summe vertrieben mußte. Sie erklärte das damit, daß eine auswärtige Deeresstelle die letzte Lieferung noch nicht bezahlt habe und bat den Herrn, an der Stelle selbst anzufragen, wann die Zahlung erfolge, damit er beistimmt wisse, wann er sein Geld erhalte. Sie nannte ihm Amt und Nummer des Fernsprechanchlusses in der betreffenden Stadt. Der Herr erhielt die Auskunft, daß es diesen Anschluß nicht gebe. „Ach Gott ja“, erwiderte Frau Kupfer, „das ist ja wohl der Geheimanschluß. Es kann aber auch sein, daß ich mich in der Nummer irre. Das Buchstaben mit den Anschlüssen hat meine Tochter, ich werde sie später fragen.“ Der Herr war vorläufig beruhigt; man sprach wieder über andere Dinge, und Frau Kupfer sorgte dafür, daß er in den nächsten Tagen aus einer neuen Einlage sein Geld erhielt. Die Schwindlerin hatte, wie nach und nach weiter festgestellt wurde, auch Verbindungen mit sechs Banken. Auch hier wurden noch größere und kleinere Summen gefunden. Bei den Banken erwarb sich die Frau ebenfalls dadurch Vertrauen, daß sie ihren Verpflichtungen stets nachkam.

Verzärtung einer ganzen Familie. Die „Preussisch-Litauische Zeitung“ meldet aus Suttichen: In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag erkrankte die Arbeiterfamilie Schug, bestehend aus sechs Personen, nach dem Genuß von Graupen. Drei Kinder im Alter von acht, elf und dreizehn Jahren starben noch in derselben Nacht. Da zuerst kein Arzt im Orte war, wurde der Apotheker und die Schwester des Krankenhauses herbeigerufen, die den Vater, die Mutter und eine Tochter von fünfzehn Jahren noch zu retten vermochten. Die beiden letzteren Personen liegen schwerkrank darnieder; ob sie mit dem Leben davonkommen, ist fraglich. Die drei Leichen der Kinder wurden beiläufig mit der gerichtliche Untersuchung muß ergeben, ob das Unheil auf den Genuß der Graupen oder auf eine andere Ursache zurückzuführen ist.

Rom Nobelschützen überannt. In Kassel ist der Professor Karl Nobe, Oberlehrer am Königl. Wilhelms-Gymnasium, beim Verlassen seines Hauses von einem mit Kindern belegten Nobelschützen überannt und zu Boden geschleudert worden. Er erlitt eine Gehirnerschütterung, an der er nach kurzer Zeit, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, gestorben ist.

Vornehme Pariser Betrüger. In Paris wurde wegen Betrugsereien in Höhe von 3 Millionen der italienische Bankier Capal Simeoni verhaftet. Der schon vor einem Jahrzehnt den höchsten Hohenlohe-Erhörungen beschuldigt hatte. Auch gegen den Präsidenten des Verwaltungsrates des Bankhauses Simeoni, den Rutilio Broatte, der als großer Patriot in ganz Italien bekannt ist, wurde ein Haftbefehl erlassen.

Das Eisenbahnunglück in Rumänien. „Progres des Non“ meldet aus Jassy: Einer antiken Meldung zufolge kamen bei den Eisenbahnunglück in Ciruta 374 Personen um, 766 wurden verletzt, darunter 80 schwer.

Armen auf seinen Spazierstock, das Rinn auf die Hände legend. Augenheintlich war er bereit, lange zu warten. Soviel sich durch die zwinfernden Augenwimpern wahrnehmen ließ, war er ein nicht mehr junger Mann, stark und mit dickem, hellem, fast weißem Barte.  
Es vergingen wohl zehn Minuten. Draußen war es noch etwas hell, obwohl der Abend angebrochen war; im Raume herrschte vollständige Stille, und selbst von der Treppe her erkönte kein Laut. Nur eine große Fliege summt umher und stieß sich gegen das Fensterglas. Die Situation wurde endlich unerträglich und Kaskolnikow erhob sich plötzlich, eine sitzende Stellung auf dem Sofa einnehmend.  
„Nun, sprich, was wollt Ihr?“  
„Ah, ich wußte ja, daß Ihr nicht schlafet, Ihr stelltet Euch nur so,“ antwortete der Unbekannte, ruhig lachend.  
„Arkadius Zwanowitsch Swidrigailow, gestattet mir, mich Euch so vorzustellen.“  
Vierter Teil.  
1.  
Ist das immer noch Traum? fragte sich Kaskolnikow nochmals. Vorsichtig und mißtrauisch blickte er auf den unerwarteten Besuch.  
„Swidrigailow? Welcher Unsinn! Das kann nicht sein,“ sagte er endlich laut voll Zweifel.  
Der Fremde schien sich über diesen Ausruf durchaus nicht zu verwandern.  
„Ich bin aus doppeltem Anlaß zu Euch gekommen; erstens wünsche ich persönlich mit Euch bekannt zu werden, da ich bereits seit längerer Zeit sehr Interessantes und zum Lobe Gerechtes von Euch vernommen habe; zweitens, dachte ich, daß Ihr vielleicht nicht abgeneigt sein würdet, mir in einem Unternehmen beizustehen, welches das Interesse Eurer Schwester Rodotja Romanowna betrifft. Mich selbst wird sie ohne Empfehlung wohl nicht über ihre Schwelle lassen infolge eines Vorurteils, und da dachte ich nun, mit Eurer Hilfe im.“  
„Da habt Ihr falsch gedeutet!“ unterbrach ihn Kaskolnikow.  
„Die Damen sind erst gestern hier angekommen, erkundigt Euch nur.“  
Kaskolnikow antwortete nicht.  
„Zwar hier, gestern, ich weiß es! Ich selbst bin ja erst seit vorgestern hier. Nun aber zur Sache bezüglich dessen, was ich Euch zu sagen habe, Rodion Romanowitsch: Mich selbst zu rekrutieren halte ich für überflüssig; erlaubt mir nun, Euch auseinanderzusetzen: Was alles einst von mir in der Tat Niedriges bezugungen worden, das geschah aus Unüberlegtheit.“  
Kaskolnikow fuhr fort, ihn schwitzend zu betrachten.  
„So auch, daß ich in meinem Hause ein schußloses Mädchen verfolgte, dieses mit „niedrigen Anträgen“ trankte, nicht wahr, so

hieß es? Nun, vergegenwärtigt Euch selbst, daß ich auch nur ein Mensch bin, und mit einem Worte, fähig, zu toben und zu lieben, was doch sicherlich nicht von unserem eigenen Willen abhängt, und es wird Euch dann in natürlichster Weise alles klar. Die Frage liegt darin: Bin ich ein Angeber oder bin ich ein Opfer? Und inwiefern dann ein Opfer? Als ich dem Gegenstand meiner Liebe vorhielt, mit mir nach Amerika oder der Schweiz zu entfliehen, konnte ich doch wohl die ehrenhaftesten Gefühle dabei hegen, und ich gedachte auch, ein wechselseitiges Glück zu begründen. Der Herrstand ist ja der Leidenschaft untertan, und ich habe mir gar sehr geschadet, glauben Sie mir!“

„Darum handelt es sich durchaus nicht,“ verjette Kaskolnikow zu ihm, „Ihr seid einfach ein Feind meiner Schwester, es gut oder schlecht tut nichts zur Sache; man will mit Euch nichts zu tun haben und wird Euch hinauswerfen, geht!“

Swidrigailow brach plötzlich in Gelächter aus.  
„Also Ihr — man kann Euch also nicht geminnen!“ rief er, offen herauslachend, „ich glaubte, ich lau gewesen zu sein, aber mit nichts, Ihr habt Euch ganz auf meinen eigenen Standpunkt gestellt.“

„Und Ihr fahrt fort, noch in dieser Minute den Schläuen zu spielen.“  
„Wirklich?“ wiederholte Swidrigailow, sich vor Lachen schüttelnd, „das ist nur so „bonne guerre“, wie es heißt, und eine nur zu sehr erlaubte List! Indessen Ihr habt mich übertrumpft, so oder so, ich behaupte nichtsdestoweniger: Es wäre nicht die geringste Unannehmlichkeit vorgefallen, wenn nicht die Szene im Garten geschah — Martha Petrowna.“

„Die habt Ihr ja wohl um das Leben gebracht,“ unterbrach ihn Kaskolnikow zornig.  
„Davon habt Ihr auch schon gehört? Nun, wie solltet Ihr nicht! Bezüglich dieser Frage weiß ich wirklich nicht recht, wie ich Euch antworten soll, obwohl mein Gewissen innerlich vollkommen ruhig bleibt. Das heißt, denkt nicht etwa, daß ich irgend eine Gefahr oder etwas dergleichen befürchtete: es ging alles in naturgemäßer Weise vor sich und in vollkommenster Ordnung: Die ärztliche Untersuchung ergab eine Apoplexie, hervorgerufen durch das Baden unmittelbar nach dem Essen, bei welchem sie beinahe eine Flasche Wein getrunken hatte; etwas anderes war nicht zu konstatieren. Ich habe mich eine Zeit lang selbst gefragt, besonders während der Reise, im Wagon sitzend, ob ich nicht diesen Unglücksfall befürchtet haben könnte, etwa durch innere Aufregung oder etwas dergleichen, aber ich mußte mir schließlich sagen, daß dies unbedingt nicht der Fall gewesen sein könnte.“

Kaskolnikow lachte auf.

Das taube Mütterlein.

Es war einmal ein altes Mütterlein, das hielt sich für tod- unglücklich, weil es taub war. Es dachte an die Zeit, wo es die Nachtigallen jagen, die Gloden läuten und die Fiedeln laden gehört und wo sein Schatz ihm ins Ohr geflüstert hatte, daß es die Schönste sei im Lande; und daß er es so lieb habe wie sein Leben.

Der neue russische Minister.

Der S. S. & S. berühmte Herr Epwast die folgende Stelle die angelehnt der russischen Ministerkammer einen bescheiden sein hat.

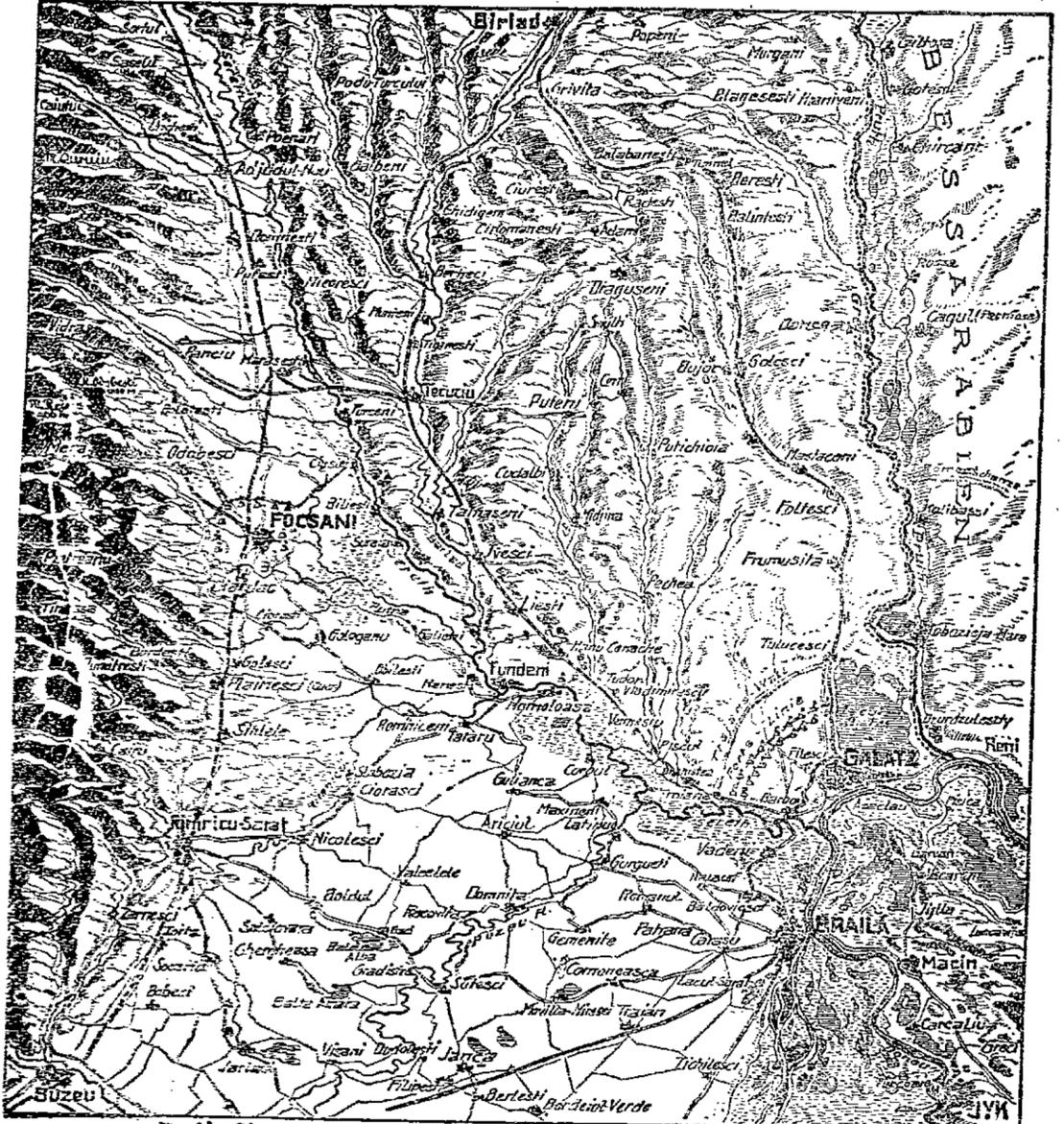
Der Stickstoff als Kriegshelfer.

Man muß es dem englischen Blodadeplan lassen, daß er ge- schätzt erkennen war und allem Anschein nach hätte Erfolg haben müssen; daß er letzten Endes doch versagt, liegt an einem Umstand, der bei keiner Kontrolle übersehen wurde, weil er unmerklich ist: nämlich daran, daß es den Engländern nicht möglich war, aus die Luft abzurufen. Daß das unmerklich ist, zeigen alle, wird wohl nicht leicht einleuchten; denn man wird doch denken, Luft ist die Hauptzutat zum Leben, aber doch war es damals so: denn die Luft ließen uns die lieben Väter und Mütter, weil sie dachten, sie hätten uns alles andere, was zur Ernährung gehört, so gründlich genommen, daß dieses nicht schaden konnte. Vor allem dachten sie an die Lebensmittel und an den Schlafbedarf, und wenn jemand ihnen damals gesagt hätte, daß die Deutschen sich beides aus der Luft holen würden, so wäre er wohl gefürchteter angesehen worden. Und doch ist dies in- zwischen Tatsache geworden, und das, was damals ein kleines Loch schien, ist zu dem großen Loch geworden, das den ganzen Ent- wicklungsplan zerreißt.

Luft irgendwie nutzbar zu machen. Es ist ja klar, daß ein daraus gemommenes Düngemittel besonders billig werden mußte, schon weil der Vorrat an dem Rohstoff völlig unbegrenzt war. Aber allen solchen Versuchen setzte der Stickstoff einen äußerst hartnäckigen Widerstand entgegen. Er ist nämlich ein ungewöhnlich träger Körper, d. h. er hat keinerlei Neigung sich mit anderen Körpern chemisch zu verbinden. Erst die Entwicklung der Elektrotechnik und die Nachbarmachung besonders hoher Spannungen konnten diesen Widerstand des Stickstoffes brechen. Man machte die Beobachtung, daß sich in der elektrischen Bogenlampe immer etwas Salpetersäure, also eine Stickstoff-Sauerstoff-Verbindung bildet; offenbar vermochte die ungeheure Hitze des Lichtbogens die beiden Gase, die in der Luft nebeneinander vorhanden sind, ohne sich miteinander zu verbinden, doch zu verschmelzen. Diese Beobachtung wies den Weg, den Luftstickstoff nutzbar zu machen. Man mußte einen kräftigen Luftstrom durch eine Bogenlampe jagen, dann konnte man höher sein, darin immer Salpetersäure oder ähnliche Stickstoff-Verbindungen zu finden. Freilich war die auf diese Weise gemommene Menge nur gering, wenn man eine ge- wöhnliche Bogenlampe verwendete. Je länger der Lichtbogen war, um so mehr Stickstoff wurde chemisch gebunden. Es galt also, Bogenlampen zu bauen, die einen viel längeren Lichtbogen aufwiesen als die gebräuchlichen. Mit Hilfe der hohen Spannungen vermochte das die Elektrotechnik mit Leichtigkeit. Eine solche Hochspannungsbogenlampe hat einen Lichtbogen bis zu fünf Meter Länge, der in einer Glasröhre brennt, durch die dauernd eine heftige Luftströmung geht. Zum Leuchten ist eine solche Lampe freilich nicht zu brauchen; denn der Lichtbogen flackert wie ein Licht im Sturm, aber dazu ist sie ja auch gar nicht bestimmt. Dafür gibt sie aber eine sehr reiche Ausbeute an Stickstoffverbindungen, aus denen man je nach dem, was man herstellen will, Ammoniak oder Salpetersäure macht. Die weitere Umwandlung in eines der gebräuchlichen Düngemittel, schwefelsaures Ammoniak oder salpetersaures Kali, ist dann leicht. Wenn die Mög- lichkeit, auf diese Weise die erforderlichen Düngemittel zu gewinnen, hat uns der englischen Ausschussplan aufhellen lassen, sonst hätte unser Landwirtschaftlich aus Mangel an Dünger nicht so viel ertragen können, wie bisher.

Heiteres

Starke Erziehung. Vogelhändler: „Diesen Papagei habe ich aus dem Kasten der alten Geheimrätin Pimpelberg erworben... Leider hat er in den wenigen Tagen, wo er in der Obhut des Hausverwalters war, die Ausdrücke gelernt: „Halt's Maul, Alte!“ und „Raus mit den bösen Rangen.“ Aelteres Fräulein: „Ach, den kaufe ich! Da kann man sich einbilden, man wäre glückliche Gattin und Mutter!“



Reliefkarte zu den Kämpfen am Sereh.

Und dann noch eins, Ergötzen: eine Doe. Unterschreiben Sie so viele Papiere, als Sie nur können. Ohne zu lesen. Nur schnell. Damit wenigstens Ihr — Autogramm zurückbleibt.

Anatoli Fedorowitsch — ich werde Sie meinem Nachfolger empfehlen. Sie sind unbegreifbar. Mein Autogramm! So wird man die Spuren meiner Tätigkeit in der russischen Geschichte erkennen!